

17. Jahrhundert
Glaubensflüchtlinge fliehen in
die reformierten Orte der
Schweiz. «La Glorieuse
Rentrée» von Jan Luiken, 1703



Abb.: Deutsche Huguenotten-Museum Bildarchiv, Foto: Roma Wabnitz

Ohne
Fremde
keine
Schweiz

6000 v. Chr. Erste archäologisch bekannte Siedlungen auf dem Gebiet der heutigen Schweiz. Die aus dem Orient eingewanderten Bauern verdrängen die hier lebenden Nomaden

100 v. Chr. Die Helvetier wandern aus Süddeutschland ein. Sie wollen aber gleich wieder weg, um sich in Südfrankreich niederzulassen. Julius Cäsar hindert sie daran

15. Jahrhundert Die Bündner und Tessiner machen als Geschäftsleute in ganz Europa Karriere. Andere Eidgenossen verdingen sich als Söldner in fremden Heeren

»Eine verzerrte Wahrnehmung«

DIE ZEIT: Herr Holenstein, wie oft mussten Sie an die Gegenwart denken, als Sie an der *Schweizer Migrationsgeschichte* geschrieben haben?
André Holenstein: Ich war natürlich sensibilisiert durch die Flüchtlingsproblematik. Aber meine beiden Co-Autoren und ich haben uns sehr stark darum bemüht, das Buch ohne eine offensichtliche politische Message zu verfassen. Wir wollen be-

schreiben, was in der Schweiz beziehungsweise in dem Raum, der die Schweiz ausmacht, die Migration historisch bedeutet hat.
ZEIT: Ich frage, weil ich einen Satz in Ihrem Buch gelesen habe, der zwar 400 Jahre alt, aber dennoch aktuell ist. Es geht dabei um die Besiedelung des Alpenraums durch die Walsen: «Wer Migration einseitig als Flucht aus der Not betrachtet,

erhebt stillschweigend die Sesshaftigkeit zur Norm.»
Holenstein: Das ist nicht unbedingt politisch gedacht, sondern vor allem ein starkes Wort an die Adresse einer älteren Migrationsgeschichte...
ZEIT: ... das heißt?
Holenstein: Für frühere Historiker waren Wanderungen die Abnormalität. Das ist falsch. Dass einer aus dem Elend flüchtet, das mag immer mal wieder

zutreffen, zeigt aber nur eine Facette der Migration. Sowohl heute als auch in den vormodernen Jahrhunderten.
ZEIT: Noch immer denken aber viele Schweizer: Wer geht, der ist ein Verlierer.
Holenstein: Dahinter steht eine stereotype Vorstellung einer gesellschaftlichen Ordnung, die auf Stabilität und auf Sesshaftigkeit beruht und für die räumliche und soziale Mobilität tendenziell Störfaktoren sind.

liche Mythen Herkunft- und Migrationsgeschichten sind. Die Rätier in Graubünden leiten sich zum Beispiel von den Etruskern ab. Es gab damals ein starkes Bedürfnis, die eigene Herkunft möglichst weit zurück in die Vergangenheit hinein zu verlegen. Eine alte Tradition vermittelte Ehre, Würde und Ansehen.
ZEIT: Wieso wurde dieser migrantische Teil des Schweizer Gründungsmythos vergessen?
Holenstein: Er versandete, weil die anderen Elemente des Gründungsmythos für die politische Selbstbehauptung gegen Anfeindungen von außen wichtiger waren: Der legitime Kampf gegen willkürliche tyrannische Mächte. Deshalb machen die Eidgenossen später auch die Helvetier zu ihren Urvätern.

ANZEIGE



[Der Baum, nachdem er vermöbelt wurde]



Reseda fertigt Möbel aus Massivholz und verkauft diese vor Ort – ohne Zwischenhandel. Besuchen Sie eine unserer vier Ausstellungen.
reseda.ch

ZEIT: Liegt das daran, dass Geschichtswissenschaftler die meiste Zeit am Pult in ihren Büros sitzen und von dort die Welt erklären?
Holenstein: Dass Migration als etwas Abnormes gilt, ist nicht so sehr das Problem der Wissenschaftler, die bereits früher mobil waren, sondern Ausdruck eines Ideals gesellschaftlicher Ordnung. Gerade in der Schweiz, die sich lange gerne als ein bäuerliches Land sah – und die bäuerliche Lebensweise ist per se eine sesshafte Lebensweise. Den eigenen Acker kann man nicht mitnehmen. Migration bedroht diese agrarisch-bäuerliche Kultur.

ZEIT: Wie bitte?
Holenstein: Der Historiker Herfried Münkler hat 2015, auf dem Höhepunkt der sogenannten Flüchtlingskrise, in einem Aufsatz geschrieben, dass dieses Spannungsverhältnis zwischen mobiler und immobiler Lebensweise zurückgeht bis zur neolithischen Revolution. Also in die Zeit, als Ackerbau und Viehzucht in Europa heimisch wurden und die Kultur der Sammler und Jäger verdrängte.

ZEIT: Dieser Widerstand der Einheimischen gegen die Nomaden ist auch ein Teil des Schweizer Gründungsmythos: Eidgenossen gegen rumziehende Habsburger. Gleichzeitig gibt es einen zweiten Teil dieses Mythos, der heute vergessen ist, und der handelt von – Migration.

Holenstein: Der Gründungsmythos beginnt sogar mit diesen Herkunftssagen. Er steht im berühmten *Weissen Buch von Sarnen*, dem Text, mit dem sich die Eidgenossen in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zum ersten Mal schlüssig einen Reim darauf zu machen versuchten, wer sie sind, woher sie kommen – und warum es sie überhaupt gibt. Aber bevor wir als Leser auf die bekannten saftigen Geschichten der Rütli-Verschwörung, der bösen Adeligen, die vertrieben werden, auf Wilhelm Tell stoßen, gibt es drei, vier Zeilen, die erklären, woher die Leute um den Vierwaldstätter See eigentlich kommen. Und das sind alles Migrationsgeschichten.

ZEIT: Also, woher kommen wir?
Holenstein: Im Fall der Schwyzer ist davon die Rede, dass sie von Schweden abstammen, die auswandern mussten, weil sie an Hunger litten.
ZEIT: Die Amerikaner sind in dem Fall gar nicht so doof, wenn sie die Schweiz mit Schweden verwechseln?

Holenstein: Sie treffen damit eine uralte Verwechslung (*lacht*). Spannend finde ich, dass die Migrationsherkunft für die Menschen in Schwyz im frühen 16. Jahrhundert etwas war, auf das sie stolz waren. Es gibt Landsgemeindebeschlüsse aus den 1520er Jahren und von 1531, die sagen: Es solle jeder Schwyzer zu Gott beten und ihm dafür danken, dass er von den freien frommen Schweden abstamme.

ZEIT: Was sagt Ihnen das?
Holenstein: Die Schwyzer assoziierten damit, sie seien immer schon frei gewesen, und es seien Schweden gewesen, die ihnen die Freiheit auf ihrer Wanderung mitgebracht hätten.

ZEIT: Wie viel Wahrheit steckt in diesem Gründungsmythos?
Holenstein: Mythen sind keine historischen Erzählungen, sondern wollen Sinn vermitteln. Deswegen ist es interessant, dass viele spätmittelalter-

liche Mythen Herkunft- und Migrationsgeschichten sind. Die Rätier in Graubünden leiten sich zum Beispiel von den Etruskern ab. Es gab damals ein starkes Bedürfnis, die eigene Herkunft möglichst weit zurück in die Vergangenheit hinein zu verlegen. Eine alte Tradition vermittelte Ehre, Würde und Ansehen.
ZEIT: Wieso wurde dieser migrantische Teil des Schweizer Gründungsmythos vergessen?
Holenstein: Er versandete, weil die anderen Elemente des Gründungsmythos für die politische Selbstbehauptung gegen Anfeindungen von außen wichtiger waren: Der legitime Kampf gegen willkürliche tyrannische Mächte. Deshalb machen die Eidgenossen später auch die Helvetier zu ihren Urvätern.

ZEIT: Die Eidgenossen beriefen sich mit den Helvetiern ausgerechnet auf einen Stamm, der möglichst schnell wieder wegziehen wollte. Wie kam das?
Holenstein: Weil man im Humanismus die antiken Geschichtsschreiber neu entdeckt hat. Sehr wichtig war dabei Julius Cäsars *De bello Gallico*, in dem erstmals die Namen von Völkern genannt wurden, die im schweizerisch-süddeutschen Raum gesiedelt haben. Die Helvetier galten als freies Volk, das sich freiwillig ins Römische Reich integriert hat. Das war wiederum für die Eidgenossen interessant, um die eigene Freiheit gegenüber den Habsburgern zu legitimieren.

ZEIT: Die Geschichte der Helvetier ist doch die Geschichte einer krachenden Niederlage. Sie wollten nach Gallien, wurden aber von Cäsar bei Bibracte vernichtend geschlagen, zurückgeschickt und dazu verpflichtet, das Römische Reich gegen die Germanen zu verteidigen.

Holenstein: Bevor die Helvetier nach Südfrankreich zogen, brannten sie sogar ihre Siedlungen ab. Sie wollten nicht mehr zurückkommen...

ZEIT: ...umso überraschender, dass sich die Eidgenossen auf sie beriefen.
Holenstein: Es blieb halt die Idee, dass es sich um ein freiheitsliebendes, tapferes Volk handelte. Die Rückbesinnung auf die Helvetier verschwand aber nach dem Humanismus recht schnell. Heute bleiben von ihnen noch die Confoederatio Helvetica und die Figur der Helvetia.

ZEIT: Ihr Buch erzählt die Migrationsgeschichte der Schweiz. Eine wichtige Rolle spielen dabei die Städte. Warum?

Holenstein: Europa erlebte seit dem elften Jahrhundert eine unglaubliche soziale und demografische Dynamik. Die Bevölkerung wuchs, und es entstanden Hunderte von Städten. Gebaut wurden sie in der Regel auf der grünen Wiese. Das heißt: Wer erfolgreich eine Stadt gründen wollte, musste Leute anlocken, die bereit waren, sich dort niederzulassen. Und weil die urbanen Haushalte weniger fruchtbar waren, weil die Städte eine höhere Sterblichkeitsrate hatten als das Umland, weil sie stärker von Pest und Seuchenzügen erfasst wurden, deshalb waren sie permanent auf Zuwanderung angewiesen.

ZEIT: Woher kommen diese Migranten?
Holenstein: Je qualifizierter sie waren, von desto weiter her kamen sie: Die Dienstboten aus der unmittelbaren Nachbarschaft, die Spezialisten auch mal von der Ostsee oder aus dem Piemont.
ZEIT: Würden diese Fachkräfte bewusst geholt, oder streifen sie durch halb Europa auf der Suche nach Arbeit?

Holenstein: Darüber wissen wir wenig. Die Menschen kamen irgendwie zu dem Wissen, dass sie mit ihren Fähigkeiten auf den Arbeitsmärkten in Bern, Zürich oder Luzern gute Chancen haben.

ZEIT: Das Risiko war aber recht hoch, keine Arbeit zu finden.

Holenstein: Migration war schon damals ein Risikoentscheid, und die Leute haben immer ver-



Foto: Saverio Pavesi/ANP/PhotoA3

21. Jahrhundert
Flüchtlinge fliehen ins reiche Europa. Freiwillige Helfer ziehen auf Lesbos ein Schlauchboot an Land, 2016

19. Jahrhundert Die Schweiz leidet an dramatischen Missereiten und Armut. Was tun? Sie exportiert ihre Bauern und Lumpenproletariat nach Übersee: in die Vereinigten Staaten oder nach Brasilien

20. Jahrhundert Die Italiener kommen. Bereits den Gorthardtunnel haben sie gebaut, nun, nach dem Zweiten Weltkrieg, halten sie als Saisoniers die boomende Schweizer Wirtschaft am Laufen. 1973, in der Ölkrise, müssen sie gehen

21. Jahrhundert Der Schweiz fehlt es an Akademikern und Fachpersonal. Also kommen die Deutschen, und sie sind besser qualifiziert als manch ein Schweizer. Übersichtende Migration heißt das im Fachjargon. Sie sorgt in den nuller Jahren für Konflikte

Der Historiker André Holenstein sagt: Die Schweizer waren schon immer unterwegs. Bereits unsere Vorfahren lebten in einem Migrationsland

sucht, dieses Risiko möglichst in den Griff zu bekommen. Am besten gelang das, in dem man sich informierte. Oder wenn man wusste, dass man am fremden Ort auf Verwandte oder Bekannte aus dem eigenen Dorf trifft.

ZEIT: Es gibt sehr eindrückliche Beispiele dieser Arbeits- und Karrieremigration. Ein Beispiel hat die Schriftstellerin Anne Cuneo in ihrem kürzlich auf Deutsch erschienenen Buch *Der Eiskönig aus dem Blenional* verewigt.

Holenstein: Cuneo hat einen ganz tollen Akteur, Carlo Gatti, herausgepickt, der für die Auswanderung aus den Südbündner und Tessiner Tälern prototypisch ist. Seine Geschichte zeigt: Wir müssen uns verabschieden von der Idee, dass kaum ein Mensch aus diesem alpinen Raum je rauskam. Die Händler, Künstler, Kunsthandwerker aus diesen Tälern waren unglaublich mobil und hatten sich von Italien über Polen bis nach Russland ihr Leben verdient. Oder wie Carlo Gatti in London. Für die heranwachsenden männlichen Jugendlichen in den Tessiner Dörfern war es klar, dass sie einen Teil ihres Lebens als Migranten unterwegs sein würden.

ZEIT: Sie gingen nicht aus der Not?

Holenstein: Nein, die lokale Ökonomie basierte auf dieser Migrationskultur. Die Frauen beaufsichtigten die Kinder und kümmerten sich um den Hof, während die jungen Knaben ab dem Alter von zwölf Jahren mit ihren Vätern oder Onkeln weggingen und Cash nach Hause brachten. Also das, was es in diesen südalpinen Tälern nicht gab, weil sie eine Subsistenzökonomie betrieben mit Feldbau und Sammelwirtschaft in den Kastanienwäldern.

ZEIT: Waren diese Täler in Tat und Wahrheit mobiler als Gebiete im Schweizer Mittelland?

Holenstein: Bestimmt. Die Bauern des Mittellandes, die ihre Felder bewirtschafteten und Getreide anbauen, die zogen nicht weg, weil der Ackerbau, die Viehzucht sesshaft machen. Hingegen waren die relativ peripheren, dünn besiedelten südalpinen Täler nur zwei, drei Tagesmärsche von der Metropole Mailand entfernt, die bereits im Spätmittelalter mehr als 10 000 Einwohner hatte. Das nutzten die Tessiner aus.

ZEIT: Wieso migrierten fast nur Männer?

Holenstein: Das hatte sehr stark mit Geschlechterrollen zu tun. Aber auch junge unverheiratete Frauen hatten zwischen ihrer Jugendzeit und ihrem Erwachsenenleben eine Phase, in der sie unterwegs waren. Sie verdingten sich zum Beispiel im Gesindedienst in den wohlhabenden städtischen Haushalten.

ZEIT: Was auffällt: Die Verbindung der Migranten zur alten Heimat blieb immer bestehen. Egal, wie weit in die Ferne es sie zog.

Holenstein: Die Auswanderung war in der frühen Neuzeit eng gekoppelt an die Möglichkeit der Rückwanderung. Bündner Zuckerbäcker kehrten nach Chur zurück, bauten sich Villen, die sie »Zur Stadt Riga« tauften, um zu zeigen, wo sie ihren Reichtum erwirtschaftet hatten.

ZEIT: Wieso blieben diese Auswanderer nicht in der Fremde?

Holenstein: Viele blieben sehr wohl dort. Die Beziehungen zur alten Heimat waren aber weiterhin wichtig. Man rekrutierte in den dörflichen und regionalen Netzwerken die Gesellen und Lehrlinge, die man benötigte, um das Geschäft im Ausland über die Generationen hinweg zu betreiben.

ZEIT: Wieso machte man das? Aus einem Verantwortungsgefühl gegenüber der alten Gemeinschaft?

Holenstein: Man kannte sich, konnte solche Mitarbeiter besser kontrollieren und stärker Druck auf sie ausüben. Vielfach generierte man aber auch im eigenen Dorf die Investitionen und das Kapital, das man für das Geschäft benötigte. Es gab noch keine Finanzmärkte oder Banken.

So entstand ein dichtes, transregionales ökonomisches Beziehungsnetz.

ZEIT: In den Tessiner Dörfern investierte man sogar ins Bildungswesen, um die eigene Jugend fit für das Auswandern zu machen.

Holenstein: Gerade in jenen Dörfern, aus denen sehr viele Baufachleute stammten, gab es sehr früh ein recht gutes Schulwesen. Natürlich in erster Linie für die jungen Knaben. Wenn sie emigrierten, sollten sie Verträge lesen und Briefe nach Hause schreiben können. Sie sollten in der Fremde auch mit ihren Bauherren einen Rechtsstreit austragen können.

ZEIT: Heute behaupten sowohl die SVP als auch SP-Migrationsministerin Simonetta Sommaruga: Das beste Mittel, damit möglichst wenige Flüchtlinge in die Schweiz kommen, ist die Hilfe vor Ort. Für die Tessiner Täler war hingegen die Migration die beste Entwicklungshilfe.

Holenstein: Absolut. Da kam Cash, da kam Know-how zurück in diese Täler. Und die Migration zwang die Gesellschaften dazu, Schritt zu halten mit den Entwicklungen draußen in der Welt. Wer am Markt vorbeibaute oder vorproduzierte, der wurde abgehängt. Das lässt sich sehr schön an den Tessiner Bauhandwerkern und Baufachleuten zeigen.

ZEIT: Inwiefern?

Holenstein: Sie lernten in Italien den Barock kennen und exportierten ihn über die Alpen nach Süddeutschland, nach Franken, Polen, Schlesien und bis auf nach Skandinavien.

ZEIT: Bleiben wir kurz in der Gegenwart: Wieso soll, was damals für die Tessiner Alpentäler gut war, heute nicht auch für Wohlstand in Nigeria oder Ghana sorgen?

Holenstein: Das tut Migration doch bereits. Die süditalienische oder die andalusische Landwirtschaft existiert nur dank den Einwanderern aus Afrika, die Schweiz ist ihrerseits auf die Personenfreizügigkeit mit der EU angewiesen. Wer pflegt unsere Alten? Ohne Polinnen, Tschechinnen, Slowakinnen wären viele Schweizer Angehörige überfordert. Und die Migrantinnen transferieren wiederum Geld in ihre Heimatländer zurück.

ZEIT: Trotzdem gilt Migration in der Schweiz weiterhin als Abweichung von der Norm.

Holenstein: Das erstaunt mich sehr. Es ist eine verzerrte Wahrnehmung und letztlich eine große Realitätsverweigerung.

ZEIT: Gleichzeitig wusste die Politik immer um den Wert der Migration. Die Schweiz war nie ein offenes Land wie die Niederlande oder Venedig. Sondern sie handelte, wie Sie in Ihrem Buch schreiben, immer »kollektiv-egoistisch«. Man lässt rein, wer einem nützt.

Holenstein: Das galt schon für die spätmittelalterlichen Städte, die sich vor allem jene Leute holten, die sie benötigten, und sobald sie sie nicht mehr brauchten, erhöhten sie das Bürgergeld, um den Zustrom zu regulieren.

ZEIT: Sie warfen die Juden raus, sobald es städtische Geldwechselstuben gab.

Holenstein: Ganz genau. In der modernen Arbeitsmarktpolitik geschah das Gleiche: Als man in der Ölkrise der 1970er Jahre die Saisoniers nicht mehr brauchte, schickte man sie zu Hunderttausenden in ihre Heimat zurück. Über die Jahrhunderte hinweg begegnet man in der Schweiz dieser klaren Unterscheidung zwischen den *bouches utiles* und den *bouches inutiles*, wie es im späten 17. und frühen 18. Jahrhundert bei den Hugenotten heißt.

ZEIT: Sie haben vorhin die Personenfreizügigkeit erwähnt. Aus historischer Perspektive: bricht die nicht mit der kollektiv-egoistischen Tradition? Die Schweiz muss auch Menschen aus der EU ins Land lassen, die ihr nicht passen.

Holenstein: Mit dem europäischen Binnenmarkt hat sich nur der Handlungsrahmen erweitert. Er ist kein humanistisches Projekt, sondern getragen von ökonomischen Nützlichkeitsüberlegun-

gen. Die EU geht davon aus, dass die Schaffung eines gemeinsamen Arbeitsmarkts dem Wohle aller dient. Die Menschen ziehen dorthin, wo sie ihre Chancen nutzen können.

ZEIT: Kollektiv-egoistisch handelt heute nicht mehr der Nationalstaat, sondern die EU.

Holenstein: Natürlich. Wir führen die Debatten über Nutzen und Risiken der Migration heute einfach in einem größeren geografischen Rahmen. Wie früher eine einzelne Stadt die Zugbrücke hochzog, wenn keine Fremden mehr reinkommen sollten, baut heute Europa neue Zäune an den Außengrenzen ...

ZEIT: ... und streitet sich über die Verteilung der Flüchtlinge, die schon hier sind. So wie die Eidgenossen, als die Hugenotten kamen.

Holenstein: Das war in den 1680er Jahren. Innerhalb weniger Tage kamen Tausende Hugenotten in die hiesigen Kommunen, die damals höchstens 15 000 Einwohner hatten. Das relativiert auch die heutigen Zahlen der Migranten, die übers Mittelmeer nach Europa kommen.

ZEIT: Wie gingen die protestantischen Stände der Eidgenossenschaft mit den französischen Einwanderern um?

Holenstein: Rückblickend zeigt sich, dass es in der Migrationspolitik offenbar immer wieder die gleichen Reaktionen und Maßnahmen gibt. Die Stände waren zunächst solidarisch, eine Willkommenskultur kannte man bereits damals. Aber wie 2015 in Deutschland war auch in der Eidgenossenschaft die Geduld mit den Migranten schnell aufgebraucht. Allen voran der am stärksten belastete Kanton Bern forderte von den Zürchern, Bündnern, Baslern und St. Gallern, sie sollten mehr tun und mehr zahlen. Das Problem wurde bürokratisiert und administriert, man entwickelte Schlüssel für die Verteilung der Flüchtlinge.

ZEIT: Würden diese Schlüssel akzeptiert?

Holenstein: Teilweise. Einige Stände machten mit, andere nicht. Ohnehin drängte man die meisten Hugenotten zur möglichst raschen Fortsetzung ihrer Flucht. Was weitgehend gelang, weil man ihren Weggang mit Reisegeld unterstützte und kriegsversehrte Gebiete im heutigen Deutschland ein Interesse daran hatten, Siedler aufzunehmen.

ZEIT: Herr Holenstein, wie halten Sie es eigentlich selbst mit der Migration und der Sesshaftigkeit?

Holenstein: Ich stamme aus sehr bäuerlichen Verhältnissen. Mein Vater und meine Mutter sind

Bauernkinder. Durch die Heirat bin ich aber in eine Familie hineingekommen, die eine andere Schweiz repräsentiert: Meine Schwiegereltern stammten aus Auslandsschweizerfamilien. Die einen lebten in Spanien, die anderen in der k. u. k. Monarchie und in Deutschland. Ich fand es immer spannend zu sehen, dass es halt einen Unterschied macht, ob man sich an Verwandte aus Madrid erinnert, an den Seelsorger der reformierten Schweizergemeinde in Marseille oder ob die eigenen Vorfahren immer im selben Dorf geblieben waren und höchstens mal in eine Familie aus dem Nachbarort einheirateten.

ZEIT: Welche dieser beiden Schweizen ist Ihnen näher?

Holenstein: Mir gefällt die Vorstellung, dass beide Facetten das Wesen der Schweiz ausmachen.

Das Gespräch führte
Matthias Daum

André Holenstein, Patrick Kury und Kristina Schulz: Schweizer Migrationsgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Hier und Jetzt Verlag, Baden, 2018; S.304, sFr. 39.–. Erscheint am 4. April

ANZEIGE



DER BÄR

Bereit für Ihren Traumurlaub in Tirol?

Als persönlich geführtes Genuss- und Lifestylehotel, in Ellmau am Wilden Kaiser, ziehen wir schon immer alle Register der Verwöhnkultur, um unseren Gästen traumhafte Urlaubsmomente zu kredenzen: eine viel gerühmte Haubenküche, aufmerksamster Service, modernster Ausstattungstandards, Wellnessfreuden deluxe. In unserem neuen, 20 m langen, ganzjährig mit 31° C beheizten Infinity-Pool verschwindet das Blau des Wassers mit dem Blau des Himmels. Saunieren mit Panorama. Relaxen mit Ruhe. Entspannung ohne Ende, dazu die herrliche Tiroler Bergwelt des Wilden Kaisers, die diesem Ort eine besondere Kraft verleiht.

Der Golfplatz Wilder Kaiser liegt nur ca. 700 m vom Hotel entfernt, als Gast erhalten Sie 30 % Greenfee-Ermäßigung.

HOTEL DER BÄR FAMILIE WINDISCH



Golfangebote im Hotel der Bär

GOLF UNLIMITED 09.05.2018 - 04.11.2018
UNBEGRENZTES SPIELVERGNÜGEN IM GOLFURLAUB

Freuen Sie sich auf 4 oder 7 Nächte inkl. Genusspenion, Golf/Full Inlmited Pass, wvm. in Ihrem Golfhotel in Ötztal – dem Hotel DER BÄR. Diese Pauschale beinhaltet: Spielen Sie so oft, Sie mögen im GC Wilder Kaiser, Stargeschm, feste Startzeitreservierungen, wvm.
ab 635,00

GOLF ALPIN 09.05.2018 - 04.11.2018
7 ODER 5 NÄCHTE INKL. GOLF ALPIN PASS

1 Woche Erholung, Golf und kulinarische Highlights lassen Sie die Stress vom Alltag vergessen. In dieser Pauschale enthalten sind 7 oder 5 Nächte inkl. Genusspenion, kostenfreie Nutzung unserer Wellnessangebote, ein 5, 4 oder 3-Tage-Golf/Alpin Pass wvm.
ab 805,00

Kirchbühl 9
6352 Ellmau am Wilden Kaiser - Austria
T +43 5358 2395 - info@hotelbaer.com
www.hotelbaer.com